



RUTH
HALLO

Die
TROST
FRAUEN

Weltbild

»Über mir erhob sich ein klarer Sternenhimmel – und darunter lag ich, klein und verdreckt auf einem Müllhaufen irgendwo in China. Vor Erschöpfung und Müdigkeit schlief ich einfach ein. Das war das erste Mal nach über fünf Jahren, dass ich nicht in meiner kleinen Kammer in der ›Trostfrauenstation‹ schlafen musste. In dieser Nacht war ich in Freiheit.«

Während des chinesisch-japanischen Krieges wurden hunderttausende Frauen in Zwangsbordellen der japanischen Armee versklavt. Dies ist die Geschichte von Meian Ling, damals dreizehn Jahre alt. Sie würde nie wieder dieselbe sein.

Ruth Halo

Die Trostfrauen

Roman

Weltbild

Die Autorin

Ruth Hallo, 1957 in Tel Aviv geboren, zog 1980 nach Nürnberg und arbeitete dort für die Israelitische Kultusgemeinde. 1994 begann sie ihr Studium der Sinologie, Theater- und Medienwissenschaften, das sie nach Studienaufenthalt in China mit der Promotion beendete. Sie lebt als Autorin und Wissenschaftlerin in Nürnberg.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2012 by LangenMüller in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95569-895-9

Gewidmet allen mutigen überlebenden »Trostfrauen«

Vor Gericht

Stunden sind vergangen. Die große Uhr an der Wand gegenüber ist geduldig. Die Zeiger laufen langsam, beinahe bedächtig. Aber sie laufen.

Hab Geduld, denke ich. Deine Zeit ist jetzt gekommen. Bald wird es Gerechtigkeit geben. Die Zeiger laufen direkt darauf zu. Das Urteil wird fallen. Heute noch. Das Schlimmste ist vorbei. Die Vergangenheit kann endlich ruhen. Vielleicht werde ich jetzt alles vergessen können. Das Verhör ist vorbei. Es war ein langes Verhör. Erst hatte ich große Angst davor gehabt. Ich hätte nicht gedacht, dass ich es durchstehen würde.

Die Fahrt zum Landesgericht Tokio an diesem Morgen kam mir schon vor wie eine Ewigkeit. Unser Hotel ist nicht weit weg vom Tokioer Zentrum, aber trotzdem schien die Fahrt durch die überfüllten Straßen lang. Ich saß im Taxi, und in mir kämpften zwei Geister: Einer wollte für Gerechtigkeit sorgen, koste es, was es wolle, und der andere wollte nur weg. Dieser andere Geist verschloss mir die Augen, er schirmte mich ab vor den Straßen draußen, vor den vielen geschäftigen Menschen. Dieser andere Geist ließ mich zusammenzucken, als der Taxifahrer mich auf Japanisch ansprach. Diese Sprache wiederzuhören tat beinahe weh. Ich wollte nur wieder fort aus diesem verhassten Land. Aus dem Fenster sah ich die Kirschbäume in den Gärten. Sie trugen so wunderschöne Blüten. Was für eine Pracht! Wir schoben uns durch ein Meer rosafarbener und weißer Kirschblüten – eine seltsame Schönheit inmitten dieser kalten Stadt. Hat dieses Land denn solch eine Blütenpracht verdient?

Tief in mir war alles dunkel – kein gleißendes Licht, nur ein kleiner Funken Hoffnung, der immer noch lodert.

Es war warm draußen, frühlingshaft warm. Aber mir war kalt. Heping hatte vor unserer Abreise gesagt, ich solle nur leichte Sachen einpacken, in Tokio sei es nicht kalt. Heping hatte Recht. Dennoch zitterte ich. Wären wir doch nur schon wieder zu Hause. Ich möchte zurück nach China, zurück in unsere kleine Wohnung in Nanjing. Ich sehe mich in dem kleinen Sessel vorm Fenster sitzen und Heping bringt mir Tee. Sie ist ein so gutes Mädchen. Sie sorgt sich so rührend um mich. Sie ist das Geschenk meines Lebens.

Vor dem Gerichtsgebäude erwarteten uns Professor Gao, Lanmei und Lisa mit Changan am Arm. Professor Gao ist ein guter Mann. Ohne ihn wären wir nicht hier. Er hatte sich fein gemacht, trug sogar eine Krawatte. Lisa lächelte mir aufmunternd zu.

Anfangs war sie für mich »die Ausländerin« gewesen, eine »Langnase«, wie wir Chinesen sie nennen. Ich hatte zuvor noch nicht viele Europäer gesehen und war erstaunt gewesen, dass ihr Haar doch so dunkel war wie das der Chinesen. Sie hatte gelacht und gesagt, die wenigsten Europäer wären blond. Lisa war mit Lanmei befreundet.

Lanmeis Mutter ist eine meiner Schicksalsgenossinnen gewesen – und kann heute nicht hier sein. Wir sind wenige heute, aber im Gegensatz zu damals sind wir jetzt stark. Wir müssen stark sein heute, sonst wird alles vergebens gewesen sein. Mein Blick fällt auf Changan, die sich an Lisas Arm klammert. Wie eine Ertrinkende, schießt es mir durch den Kopf. Sie scheint sich so unwohl zu fühlen wie ich. Sie ist sehr blass und wirkt unglaublich

klein und zerbrechlich. Unwillkürlich frage ich mich, ob auch ich ein so verängstigtes Bild abgebe wie Changan. Wir dürfen heute doch keine Schwäche zeigen.

Ich ließ mich von Heping in das Gebäude führen. Es war ein gewaltiger Bau. Kalte Steine reckten sich in den hellen Himmel. Wir traten in die Eingangshalle. Zwerge waren wir in dieser Halle. Ein junger Mann im Anzug kam auf uns zu. Er war Japaner, aber er begrüßte uns freundlich auf Chinesisch. Sein Lächeln war nicht echt. So etwas sah ich. Das Gericht hatte den jungen Mann als Übersetzer für uns beauftragt. Er führte uns durch die langen Gänge bis in den Saal mit der Nummer 29 und wies uns unsere Plätze zu. Wieder ein Zaun!, dachte ich mir nur. Immer waren da Zäune, wenn ich auf Japaner traf. War ich jetzt wieder ihre Gefangene? Auf den Bänken hinter der Absperrung saßen Journalisten. Sie fotografierten uns, als wir eintraten, und ich senkte unwillkürlich meinen Kopf. Ich wollte das nicht.

Heping und Lisa setzten sich neben mich, Changan, Lanmei und Professor Gao in die Reihe hinter uns. Auf den Bänken saßen auch schon andere Frauen. Einige der Gesichter glaubte ich zu kennen.

Eine barsche Stimme schreckte mich auf. Der Übersetzer gab uns einen Wink. »Sie müssen alle aufstehen!«, raunte er. Wir gehorchten. Eine schwere schwarze Tür hinter dem großen Podest, auf dem der Richterstuhl stand, ging auf, und ein älterer kleiner Japaner trat ein. Er trug einen langen schwarzen Mantel, die Tracht der japanischen Richter. »Der Richter Tamuti!«, wisperte Professor Gao über unsere Schultern. Tamuti setzte sich hinter einen Tisch auf dem Podest zu unserer Linken. Andere Männer folgten und nahmen die übrigen Plätze ein. Wir durften uns setzen.

Ich spreche kein Japanisch. Mitunter verstehe ich ein paar Brocken. Die langen Jahre der Gefangenschaft hatten mich einiges gelehrt, doch ohne den Übersetzer hätte ich heute nichts verstanden.

Die Verhandlung wird eröffnet. Wir sind die Klägerinnen: sechs Chinesinnen. Angeklagt war die japanische Regierung, vertreten durch den Anwalt Sakai Okamoto. Die Klageschrift lautete: Die hier anwesenden Frauen Ling Meian und Bai Changan aus Nanjing, Chang Maojin und Yang Zhude aus Shanghai, Ming Daosu und Yan Chenli aus Wuhan behaupten, ehemalige »Trostfrauen« der japanischen Armee gewesen zu sein. Sie fordern die Beklagte auf, eine offizielle Entschuldigung auszusprechen sowie finanzielle Reparationen zu leisten.

Ich spüre, wie sich mein Magen zusammenzieht. »Trostfrauen« nennen sie uns hier – wieder und wieder. Welch Schande, Welch Frevel, uns so zu nennen! Trostfrauen! Niemand hätte damals des Trostes bedurft, nur wir, wir, die wir geschändet wurden ... Zwangsprostituierte waren wir, Sklavinnen! Kinder waren wir, unschuldige Kinder.

Ich schließe die Augen.

Meians Geschichte: Meine Kindheit ist ein Vogel – fortgeflogen

Als ich 1924 geboren wurde, war gerade Sommer. Meine Familie lebte im Süden Chinas. Unser kleines Dorf nannte sich »Dajiao de gongji«– »Der schreiende Hahn« und lag im südlichsten Teil der Provinz Zhejiang. Die nächste größere Stadt dort ist Hangzhou, wo der »Große Kanal« endet. Die meisten Leute in unserem Dorf waren Bauern und lebten vom Reisanbau oder der Zucht von Seidenraupenkokons. Auch meine Eltern waren Bauern, so wie ihre Eltern Bauern gewesen waren und ihre Großeltern und Urgroßeltern. Ich glaube, sie alle sind auch in unserem Dorf geboren worden und haben es fast nie verlassen. Meine Eltern hatten keine Schulbildung. Ihre Eltern konnten sich das damals nicht leisten. Auch meine Großeltern waren sehr arm. Sie waren auf die Hilfe ihrer Kinder angewiesen. Jede Hand war nötig, um zu überleben. Das Reiszüchten war das einzige, das die Erwachsenen ihren Kindern beibringen konnten. Meine Großmutter war zwar traurig darüber, ihren Kindern keine Bildung ermöglichen zu können, aber sie zeigte das nicht. Sie sagte, ein Mädchen wäre nur dafür da, sich um ihre Eltern zu kümmern, den Haushalt zu machen und später am besten einen reichen Bauern zu heiraten, um dann selber Kinder mit ihm zu haben. Auch mein Großvater väterlicherseits hielt Bildung nicht für wichtig. Ein Sohn müsse seine Eltern respektieren, sich um sie kümmern und gut arbeiten.

Meine Mutter war eine hübsche Frau. Sie hatte wunderschön glänzendes, langes schwarzes Haar, das sie immer zu einem Knoten zusammengebunden hatte, damit es bei ihrer harten Arbeit nicht störte. Meistens trug sie ihre meerblaue Hose und ein schwarzes Hemd, wenn sie auf dem Feld arbeitete. Je älter sie wurde, desto mehr krümmte sich auch ihr Rücken. Die schwere Last, die sie immer zu schleppen hatte, all die Eimer, die voller Reis oder bis zum Rand mit Wasser gefüllt waren, waren eine zu große Last für ihren schmalen Rücken. Aber sie hatte keine Wahl, sie musste hart arbeiten, um uns zu ernähren. Trotz des schweren Lebens hatte meine Mutter ein sehr schönes Gesicht und eine seidenglatte Haut. Sie besaß große, tiefschwarze Augen. Mit ihren hohen Wangenknochen entsprach sie ganz dem damaligen Schönheitsideal. Immer sprach sie mit leiser Stimme und nie wurde sie laut gegen jemanden. Ich wollte immer wie sie werden und bewunderte sie aus ganzem Herzen. Meine Mutter war mein großes Vorbild.

Mein Vater war ein sehr hochgewachsener Mann. Er war an die ein Meter achtzig groß. Niemand in der ganzen Umgebung war so groß wie er, und so hatten die anderen Männer großen Respekt vor meinem Vater. Er war aber nicht so gutaussehend wie meine Mutter, besaß eine ausladende Nase und sehr schmale Lippen. In den Augen meiner Mutter konnte man ihre Güte und ihre Warmherzigkeit erkennen, mein Vater aber hatte ganz dunkle Augen, die nichts über sein Wesen verrieten. Auch er litt unter Rückenschmerzen und auch sein Leben bestand nur aus Arbeit. Am Abend saß er oft mit seinen Freunden im Dorf und rauchte und trank mit ihnen. Meine Mutter kritisierte ihn nie dafür, aber ich merkte oft, dass sie mehr seine Hilfe gebraucht hätte. Trotzdem warf sie ihm nie vor, nicht zu Hause zu sein. Scheinbar fand sie sich damit ab und dachte, so sei es nun einmal, so seien die Männer eben. Mein Vater war manchmal sehr jähzornig. Im Gegensatz zu meiner Mutter schrie er uns oft an, gestikulierte dabei wild mit seinen

Armen, und seine Augen quollen so sehr aus dem rot angelaufenen Gesicht hervor, dass ich als Kind immer Angst hatte, sie würden herausfallen. Bestimmt liebte er uns, aber trotzdem hatte er wenig Geduld mit uns Kindern. Er wollte lieber seine Ruhe haben und rauchen. Manchmal kam er sturzbetrunken nach Hause und schrie uns wild an. Auch meine Mutter fauchte er dann an, und sie ließ sich das gefallen und wehrte sich nie gegen seine Vorwürfe, egal wie ungerechtfertigt sie waren. Aber ich weiß, dass beide sich sehr liebten. Sie gehörten einfach zusammen, einer konnte nicht ohne den anderen sein.

Meine Eltern lebten wie die meisten Leute bei uns im Dorf vom Reisanbau. Wie mühsam das ist, wissen nur die, die es tun. Es ist eine sehr schwere Arbeit. Bei uns wurde Nassreis angepflanzt. In den Bergen wurden Terrassen angelegt, die künstlich überflutet und dann mit den jungen Pflanzen in gleichmäßigen Abständen bepflanzt wurden. Die Rispen standen je nach Sorte drei bis neun Monate buchstäblich im Wasser. Nach der Blütezeit wurden die Dämme der Terrassen angestochen, damit das Wasser abfließen konnte. Sobald der Reis reif war, wurde er geerntet und dann in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet. War er trocken genug, musste er gedroschen werden, um die Körner aus den Ähren zu lösen. Damals hatten wir noch keine Maschinen dafür und mussten diese harte Arbeit mit bloßer Muskelkraft verrichten. Von klein auf standen wir im Wasser und pflanzten Reis. Wenn wir Glück hatten und das Wetter für uns günstig war, konnten wir uns sogar über zwei Ernten pro Jahr freuen. Manchmal aber hatten wir auch kein Glück. Bei langer Trockenheit konnte die ganze Ernte misslingen, und alle Mühe war vergebens gewesen. Wir hatten dann auch kaum etwas zu essen. Für eine Familie war das eine Katastrophe. Aber die Bauern bei uns im Dorf unterstützten sich immer gegenseitig, und so mussten wir nie wirklich Hunger leiden. Zwar gab es nur ganz selten Fleisch bei uns zu essen, aber gehungert haben wir nie. Jeden Tag gab es Reis – und Reis macht satt. Hatten wir wegen des schlechten Wetters keinen Reis, so aßen wir eben Gemüse. Einige unserer Nachbarn waren Gemüsebauern, andere betrieben eine Schweinezucht. War es kein gutes Jahr für den Reis, dann versorgten sie uns mit Fleisch und Gemüse. Zu den meisten Menschen im Dorf hatten wir ein gutes Verhältnis, sie waren nett und hilfsbereit. Aber es gab auch welche, die auf mich schon als Kind sehr überheblich wirkten. Ich habe sie gemieden. »Du sollst deine Mitmenschen mit Respekt behandeln«, sagte mir mein Vater immer. Ich konnte nicht verstehen, warum ich jemand mit Respekt behandeln sollte, wenn er unsere Familie herablassend behandelte.

Ich wuchs mit zwei Geschwistern auf, meinem Bruder und meiner Schwester. Mein Bruder Xingfu wurde im Jahr 1922 geboren. Er war zwei Jahre älter als ich. Meine Schwester Xiaofu wurde im Jahr 1927 geboren und war drei Jahre jünger als ich. Mein Bruder hatte äußerlich große Ähnlichkeit mit meinem Vater. Er war auch sehr groß und schlank. Meine süße kleine Schwester war für mich das schönste Mädchen der Welt. Ich liebte es, Xiaofus Haar zu kämmen, ihr Zöpfe zu flechten und mit ihr zu spielen. Ich brachte sie so gerne zum Lachen. Ihr Lachen war für mich wie Musik. Ich hatte meine Geschwister sehr lieb. Obwohl wir nicht viel Geld und manchmal auch kaum zu essen hatten, waren wir glücklich, denn wir hatten uns. Unsere Eltern gaben uns Liebe, Geborgenheit und Verständnis, ich konnte mir nicht vorstellen, auch nur einen einzigen Tag von meiner Familie getrennt zu sein.

Keiner von uns wusste, dass die Japaner 1931 die Mandschurei im Norden Chinas überfallen und dort einen japanischen Marionettenstaat, den sie »Manzhouguo« nannten, errichtet hatten. Das war erst der Anfang einer langen Reihe von Eroberungszügen der Japaner in China. Bei uns im Dorf ging jeder seiner Arbeit nach, und von den Ereignissen im hohen Norden fühlte sich bei uns im Süden niemand betroffen, wenn man überhaupt davon wusste. Die Mandschurei war weit entfernt, und ich lebte in meiner Kinderwelt ohne Feinde und Krieg.

Kurz nach meinem sechsten Geburtstag durften mein Bruder Xingfu und ich zur Schule gehen. Die Schule war eine sehr teure Angelegenheit, viel zu teuer für uns drei Kinder. So beschlossen meine Eltern, dass mein Bruder und ich Xiaofu zu Hause unterrichten sollten. Ich glaube, Xiaofu war sehr traurig darüber, dass sie nicht zur Schule gehen durfte. Aber sie beschwerte sich nie, sie wusste, dass es wegen des Geldes war, und fand sich damit ab. Xingfu und ich liebten es, in die Schule zu gehen. Schon der Schulweg war jedes Mal ein Erlebnis für uns. Wir mussten die Reisterrassen hinauf- und hinunterklettern und über die großen nassen Steine im Wasser springen, um den Fluss an der einzigen flacheren Stelle zu überqueren. Jeder von uns besaß nur ein einziges Paar Schuhe und das trugen wir, egal ob es glühend heißer Sommer oder klirrend kalter Winter war. Im Sommer spielten wir am Fluss. Die Winter im Süden Zhejiang sind kühl und kurz. Schnee ist sehr selten. Die Sommer sind dafür subtropisch lang, sehr heiß und feucht.

Am Abend, wenn wir zu Bett gingen, sang unsere Mutter uns wunderschöne Lieder vor. Mein Lieblingslied handelte von einem kleinen Vogel, der seine Eltern sucht.

Ich bin ein kleiner Vogel,
Gerade erst geschlüpft.
Schnell lernte ich das Fliegen
Über Berge und die Pavillons.
Ich bin ein neugieriger Vogel
Und liebe die Natur.
Angst? Unsicherheit?
Davon keine Spur!
So flog ich über die Pagoden
Und so flog ich über Seen.
Ganz stolz war ich auf meinen Mut,
Und die Gefahren? Hab ich übersehen!
Doch eines Tages, zurückgekehrt nach Haus,
Fand ich von meinen Eltern keine Fährte, keine Spur.
Flügel hab ich zwar
Und kann sie auch bewegen,
Doch ohne meine Liebsten,
Wie soll ich überleben?
Ich brauche ihre Liebe,
Ich brauche ihre Wärme,
Denn ohne ihre Zärtlichkeit

Und ohne ihr warmes Nest,
Spür ich nur den Schmerz.
Nun bin ich ein kleiner Vogel
mit gebrochenem Herz.

Als meine Mutter das Lied über den kleinen Vogel das erste Mal sang, musste ich weinen. Ich hatte solches Mitleid mit dem Vogel. In meiner Fantasie sah ich ihn vor mir und konnte seinen Schmerz spüren. Immer wieder hoffte ich auf ein gutes Ende, dass er seine Eltern finden würde, aber er tat es nicht.

In unserem Leben gab es keine besonderen Höhen und Tiefen. Täglich gingen wir in die Schule, unsere Eltern aufs Feld, und jeden Tag saßen wir abends zusammen, aßen eine bescheidene Mahlzeit und plauderten miteinander.

Nur an Festtagen gab es ein großes und ausgiebiges Mahl. Unser wichtigstes Fest war »Chunjie«, das sogenannte »Frühlingsfest«. Es beginnt traditionell im ersten Mondmonat, am Tag des ersten Neumonds. Für die Bauern und sonstigen Arbeiter war es damals die einzige wirkliche Unterbrechung der Arbeit im Jahr. Meine Mutter erzählte uns, dass in den Städten drei Tage lang gefeiert werde; bei uns auf dem Land war es sogar noch länger. Es war die Zeit, in der Familienangehörige zusammenkamen und Geschenke austauschten. Um das Essen zu besorgen, fuhren meine Eltern dann ausnahmsweise in die Stadt. Meine Geschwister und ich wollten unsere Eltern begleiten, aber wir durften es nicht. Mama sagte immer, die Großstadt wäre viel zu gefährlich für kleine Kinder.

Geschenke bekamen wir keine, aber die Tatsache, dass Mutter und Vater an diesem Tag nicht zur Arbeit gingen und wir alle gemeinsam früh, mittags und abends am Tisch saßen, war für uns das schönste Geschenk. Mein Vater, der sonst wenig Geduld für uns Kinder hatte, lachte an diesen Festtagen immer viel und spielte mit uns. Meist gab es Fisch zu essen. Er kam immer im Ganzen auf den Tisch, das sollte die Familieneinheit symbolisieren. Viele junge Leute heirateten zum Frühlingsfest, denn der Termin galt als glücksverheißend für Eheschließungen. Meine Mutter schmückte die Türen mit roten Plakaten, auf denen Neujahrswünsche und viele andere gute Wünsche zu lesen waren. Die Speisen bereitete meine Mutter schon am Vortag zu, denn es bringt Unglück, an diesem Tag zu arbeiten, und auch Kochen wurde als Arbeit angesehen. Die feinen Düfte durchzogen unser ganzes Haus, und uns lief das Wasser im Munde zusammen. All die frischen Zutaten, die saftigen Pfirsiche, die aromatischen Gewürze, der feine Fisch, der mit vielen besonderen Kräutern gefüllt war, verzauberten unsere Mahlzeit! Natürlich durfte das Lieblingsgetränk meines Vaters, der Maotai-Schnaps, ein ganz besonderer Branntwein aus Sorghum und Weizen mit sehr hohem Alkoholgehalt, nicht auf dem Tisch fehlen. Meiner Mutter war dieser starke Schnaps sonst ein Dorn im Auge, aber an diesem Festtag war alles anders. Mein Vater verbot uns, an diesen Tagen Messer oder Scheren in die Hand zu nehmen, denn das bringt Unglück: damit würde das Glück zerschnitten werden. Ich liebte meine Eltern sehr und dachte als Kind immer, ich würde nie heiraten und das Haus meiner Eltern verlassen müssen.

Vor Gericht

Heping greift nach meiner Hand. Es tut gut, sie zu spüren. Sie ist meine Stütze. Es geht alles so schnell, die Verhandlung ist schon in vollem Gange, und ich verstehe kaum noch, was der Übersetzer sagt. Unsere Namen werden verlesen. Meiner fällt gleich zweimal. Ich soll die erste Zeugin sein. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich auf den Stuhl vor den Richter gekommen bin. Einer der japanischen Anwälte steht auf und beginnt mich auszufragen.

»Wann und wo sind Sie geboren?«

»Ich wurde im August 1924 im Dorf Dajiao de gongji in der Provinz Zhejiang geboren. Heute bin ich 73 Jahre alt.«

»Wo ist Ihr Wohnsitz?«

»Ich wohne in Nanjing, in der Shanghailu Nummer 10.«

»Was ist Ihr Beruf?«

»Ich arbeite als Verkäuferin auf dem Markt.«

»Wie kam es dazu, dass Sie in die sogenannte Trostfrauenstation gekommen sind?«

Jetzt fängt es an, denke ich. Jetzt muss ich wachsam sein! Wir haben das mit Professor Gao geübt. Er hat gesagt, wir müssten uns die Antworten gut überlegen. Sie würden versuchen, uns einen Strick zu drehen. Ich bin inzwischen auch alt. Mein Gedächtnis ist nicht mehr sehr gut. Aber an damals erinnere ich mich trotzdem.

Als wäre es gestern gewesen ...